

Expeditionen ins Unterholz

Literatur Eine Ausstellung im Kleist-Museum gewährt intime Einblicke in das literarische und das Alltagsleben Günter de Bruyns – und sein Zuhause in Görsdorf. *Von Uwe Stiehler*

Als Günter de Bruyn Ende der 1980er-Jahre die Kirche von Friedersdorf besucht, steht er in einem Gotteshaus, das langsam in sich zusammenrutscht. Der Schriftsteller schaut nach Osten und sieht, wie die Kirche hinter den Resten der Kanzel zerrieselt. Um seine Füße herum liegt Schnitzwerk, etwa 300 Jahre alt, Echo einstiger Pracht. Nach oben hin sind noch die geschwungenen Emporen zu sehen. Doch deren Schmuck ist genauso verschwunden wie der Zierrat der Epitaphe. De Bruyn ist schockiert über diese Verwahrlosung. Der junge Mann aber, der ihm die Kirche aufgeschlossen hat, findet dieses Mitleid mit der zerbröckelnden Vergangenheit eher komisch.

De Bruyn unternahm unzählige solcher Expeditionen ins Unterholz der märkischen Geschichte und mauerte aus den Eindrücken, literarischen Skizzen, Beschreibungen und Fotos, die er von seinen Forschungsreisen mitbrachte, das Fundament seines sich über 60 Jahre erstreckenden literarischen Schaffens. Wie das Sammeln und Verarbeiten dieser Fundstücke funktionierte, darüber berichtet nun eine Ausstellung.

Ein Türmchen für jeden Ort

„Günter de Bruyn – Märkische Schreibwelten“ heißt sie und ist zuerst im Kleist-Museum in Frankfurt (Oder) zu sehen. Ab Sommer wird sie dann durch Brandenburg und bis zur Berliner Staatsbibliothek wandern. Deshalb bilden transportable Kuben das Zentrum dieser Schau. Sie lassen sich zu kleinen Türmen auf stapeln, und jedes dieser Türmchen führt zu einem Ort, der in de Bruyns Schaffen eine Rolle spielt. Die von Kuratorin Christiane Barz gewählte Fragestellung ist dabei immer die gleiche: Wie hat sich de Bruyn den Orten genähert, was hat er über sie zusammengetragen – und wie hat er dieses Material literarisieren lassen.

Beantwortet werden diese Fragen mit Faksimiles von Reise-notizen, peniblen Ortsbeschreibungen und Fotos, die de Bruyn selbst aufgenommen hat. Dazu gibt es Verträge, literarische Skizzen, Auszüge aus de Bruyns Briefwechsel und Zitate aus einem von den Bruyns Büchern – das jeweilige Buch liegt zum Nachlesen auch mit aus. Also Vorsicht: das ist eine Ausstellung, bei der man sich festlesen kann.

Die Reise beginnt klassisch auf den Spuren Fontanes. Natürlich kreuzten und überlagerten sich die Wege der beiden Schriftsteller auf ihren Reisen durch die Mark. Aber zwischen ihnen gibt es doch einen Unterschied in der Herangehensweise. Fontane, in Brandenburg geboren, aber in Berlin zuhause, unternimmt von der Metropole aus seine „Wanderungen“ per Kutsche oder Bahn – weil es schnell geht. De Bruyn, der gebürtige Berliner, erkundet diesen Landstrich gern zu Fuß, um sich hier zu beheimaten. Er lässt sich dabei mehr Zeit als Fon-



Günter de Bruyns Bibliothek mit einem Bild von Königin Luise – und seine Pfeifen auf dem Schreibtisch. *Fotos: Tobias Tanzyna*

„Es kam mir so vor, als hätte ich die Existenz dieser Fluchtburg schon immer geahnt.“

Günter de Bruyn,
Schriftsteller

tane, um das Kleine aufzusammeln, an dem Fontane vorübergehust ist.

Bei einem dieser Streifzüge stößt de Bruyn hinter den sieben Hügeln von Beeskow zufällig auf eine Bruchbude, in die er sich sofort verliebt. „Als mir diese von der Natur bedrängten, aber von ihr noch nicht eroberten Ruinen das erste Mal vor Augen kamen, waren die Illusionen in mir so

kräftig, dass es mir vorkam, als hätte ich die Existenz dieser Fluchtburg schon immer geahnt“, schreibt er später. Die ehemalige Schäferei von Görsdorf kauft er 1968 für 1600 Mark. Der Bürgermeister gibt ihm eine eilig aufs Papier geworfene Skizze mit, damit de Bruyn sein neues Anwesen auch wiederfindet. Auch diese Skizze ist in der Ausstellung zu sehen.

In der alten Schäferei gab es keinen Strom und nur drei Zimmer. In der Küche war eine Handpumpe, die bis heute funktioniert. Das war der Wasseranschluss. Strom gab es bis Ende der 1980er-Jahre keinen. Bis dahin behalf sich de Bruyn mit Petroleumlampen, Kerzen und einem Dieselgenerator, den er sich aus Westdeutschland mitgebracht hatte.

An den Wänden im Kleist-Museum hängen Großaufnahmen der Blabber-Schäferei, mit denen der Fotograf Tobias Tanzyna die Atmosphäre dieses Ortes einfängt: ein diffuser Blick in die riesige Bibliothek, de Bruyns vom Licht überschimmter Schreibtisch mit der mehr praktisch als schön zusammengeagelten Ablagebox, das Bücherregal, das Fontane vorbehalten ist. Arbeitszimmer und Bibliothek befinden sich heute in einem ausgebauten Nebengebäude.

Märkische Forschungen

Rund um diese alte Schäferei lässt de Bruyn sein 1978 erschienenes Buch „Märkische Forschungen“ spielen. Auch ihm und dem Publizisten-Streit, der der Erzählung zugrunde liegt, gibt die Kuratorin Raum. In den 1970er-Jahren hatten Wolfgang Harich und de Bruyn fast zeitgleich eine Biografie über den damals fast vergessenen Jean Paul veröffentlicht. Harich hatte viel Mühe drauf verwendet, um den Schriftsteller für die DDR ideologisch zurechtzubiegen. De Bruyn wollte ihn so darstellen, wie er war: als Dichter bemerkenswert, als Mensch dem Bier viel eher zugetan als revolutionären Heldentaten. Harich antwortet mit akademischen Gebrüll, um seine Reputation zu retten. De Bruyn verlagerte seine Replik ins Literarische.

Er blieb seiner Maxime treu, den Männern und Frauen, denen er sich widmete, Lorbeer genauso zuzuerkennen wie mit Kritik nicht zu schonen. Dafür erntete er selbst von der Familie von der Marwitz Lob, als er über den Friedersdorfer Gutsherren und erzkonservativen Rebellen Friedrich August Ludwig von Marwitz schrieb. Dessen Nachfahre Hans Georg von der Marwitz, der sich nach 1990 mit seiner Familie am alten Familiensitz in Friedersdorf niederließ, erschloss sich mit Hilfe von de Bruyns Arbeit seine eigene Geschichte. Und bedankte sich dafür, indem er in einem Weihnachtsbrief an den Schriftsteller de Bruyn selbst zitierte: „Werden nichts wissen zu wollen, ist nicht Gegenwärtigkeit, sondern Ignoranz“.

Rollentausch im geteilten Himmel

Theater für Zuhause Das Projekt „1000 Scores“ leitet Interessierte an, in der Pandemie selbst aktiv zu werden.

Frankfurt (Oder). Ein unsicheres junges Mädchen und ein deutlich älterer technisch-rational denkender Liebhaber tauschen ihre Rollen. Allein dadurch, dass ihre Pronomen geändert werden. Plötzlich sind es seine Hände, die zittern, sie ist es, die lächelt, er sucht seine Liebe vor Mutter und Tante zu verbergen. Die Performance-Anleitung „Persianlove: Or How I Learned to Stop Worrying About Pronouns“ (persische Liebe: Oder wie ich gelernt habe, mich nicht mehr um Pronomen zu kümmern) von Anir Reza Koohestani und Keyvan Sarrashteh regt dazu an, klassische Geschlechterstereotype zu hinterfragen.

Der geteilte Himmel

Durch den Austausch der Pronomen „er“ und „sie“ sind Rita und Manfred aus der Erzählung „Der geteilte Himmel“ nicht mehr die Protagonisten, die Christa Wolf 1963 entworfen hat. In der persischen Sprache wären ihre Geschlechtszuschreibungen von vornherein nicht eindeutig, denn persische Pronomen haben kein Geschlecht, schreiben die beiden iranischen Künstler Koohestani und Sarrashteh.

Ihre Anleitung ist Teil des digitalen Performance-Projektes „1000 Scores. Pieces for Here & Now & Later“ (1000 Scores. Stücke für Hier, Jetzt und Später) der Kunstschaffenden Helgard Haug, David Helbich und Cornelius Puschke. Seit Sommer 2020 veröffentlicht internationale Künstlerinnen und Künstler auf der Website in regelmäßigen Abständen neue Performance-Anleitungen für daheim, sogenannte „Scores“.

Das Projekt soll in der Corona-Pandemie, da Theater und Museen geschlossen sind, die Kunst ins Wohnzimmer des Publikums bringen. Jeder einzelne Score ist eine Anregung zu einem kleinen „Do it yourself“-Theater oder -Konzert, zu einer Installation, Performance oder einer Meditation.

Die Anweisungen decken eine große Bandbreite kurzweiliger und aufwendiger Übungen persönlicher wie politischer Dimension ab. Zehn von ihnen beziehen sich auf die US-Wahlen im November 2020. Während „Persianlove“ zum Spiel mit der Sprache auffordert, leitet die Autorin Bini Adamczak in „How to do Good Deeds Online“ (Wie man online Gutes tut) dazu an, mit einem Fake-Account in den Sozialen Medien menschenverachtenden Kommentatoren Kontra zu geben.

Der Blick zurück

Der Komponist und Performancekünstler David Helbich lädt in „Some Things Cannot Be Undone.“ (Manche Dinge können nicht rückgängig gemacht werden) dazu ein, mit einem Weinglas zu musizieren und sich dabei Menschen, Orte und Ereignisse in Erinnerung zu rufen, an die man

schon lange nicht mehr gedacht hat. Die Autorin und Regisseurin Helgard Haug gräbt noch tiefer in der Vergangenheit der Rezipientinnen und Rezipienten: In „Who took it?“ (Wer hat es gemacht?) geht es darum, sich mit Fotos aus der eigenen Kindheit zu beschäftigen.

Wieder andere Scores erscheinen beinahe grotesk. So benötigt man für „The Origin of Blinking“ (Der Ursprung des Blinzeln) von Simon Löffler Strohkügel einer Pampasgraspflanze, die mit dem Klebestreifen künstlicher Wimpern an den Augenlidern befestigt werden sollen, um das eigene Blinzeln zu verstärken. Der von Löffler hergestellte Bezug zwischen dem Lidschlag und einem Rousseau-Zitat – „Kein Tier kann wissen, was es heißt, zu sterben.“ – kann durchaus irritieren.

Inspiziert von Marcel Duchamp

Die Idee zu „1000 Scores“ ist laut der Macherinnen und Macher an die Konzeptkunst von Marcel Duchamp angelehnt. 1919 habe er seiner Schwester eine Anweisung für ein Kunstwerk zugesandt, das darin bestand, ein Buch an Schnüren vom Balkon zu hängen. Hundert Jahre später haben die Künstlerinnen und Künstler das Prinzip nach allen Mitteln der Technik weiterentwickelt. In vielen Anleitungen kommt das Smartphone zum Einsatz, mit dem Zeit gestoppt, Geräusche oder aufgesagte Sätze aufgenommen und wiedergegeben werden sollen. Das Ziel: Menschen aus ihre Corona-bedingten Isolation heraus mit ihrer Umwelt zu verbinden.



Kunst zum Mitmachen: Projekt „1000 Scores“ *Bild: Screenshot*

Das Projekt basiert darauf, dass die digitale Welt längst Bestandteil dieser Umwelt ist. Es geht über das hinaus, was klassische Kunst leistet. Werk und Publikum stehen sich nicht gegenüber. Das Publikum kriecht das Werk anhand von Gedanken und Erinnerungen, mit Hilfe eigener Bücher und Gegenstände.

Die Performance-Anleitungen setzen jedoch voraus, sich auf das Absurde einzulassen, die nicht jeder Theater- und Museumsbesucher oder -besucherin mitbringen dürfte. So kann „1000 Scores“ weniger als Ersatz traditioneller Schauspiel- und Kunstprojekte betrachtet werden, sondern als Ergänzung für eine mit künstlerischen Praktiken vertraute Zielgruppe. *Louisa Theresa Braun*

Bestseller

Juli Zeh weiter auf Platz eins der Liste

Hamburg. Auch in dieser Woche führt Juli Zeh mit ihrem Brandenburg-Buch „Über Menschen“ (Luchterhand) die „Spiegel“-Bestsellerliste Belletristik an. Auf Platz zwei steht neu die zweisprachige Ausgabe des Inaugurationsgedichts „The Hill We Climb“ der amerikanischen Lyrikerin Amanda Gorman (Hoffmann und Campe). Der Krimi „Miss Merkel“ von David Safir (Kindler) steht auch in dieser Woche weiter auf Platz eins der „Spiegel“-Bestsellerliste Paperback. *dpa*

Ruhrgebietslegende Adolf Winkelmann wird 75

Dortmund. Hoch über dem Ruhrgebiet hat er sich eine Leinwand geschaffen: Adolf Winkelmann, der heute 75 Jahre alt wird, ist nicht nur einer der bekanntesten Filmemacher des Ruhrgebiets, er ist auch Schöpfer der „Fliegenden Bilder“ am Dortmunder „U-Turm“, einst Brauerei, heute Kunstzentrum. Abertausende Pendler sehen an der Fassade jeden Tag einen anderen der inzwischen mehr als 150 Mini-Filme: Mal schwappt Bier, mal dümpeln Goldfische oder erscheinen gigantische Tauben.

Winkelmann hat Experimentalfilme gedreht, im Jahr 2000 den



Adolf Winkelmann vor dem Dortmunder U-Turm *Foto: dpa*

deutschen Pavillon für die Expo bespielt, Filme der verschiedensten Genres gedreht. Ende der 1970er gelang ihm der Durchbruch mit dem Kult-Spielfilm „Die Abfahrer“. Ein Millionen-Fernsehpublikum sah seinen Zweiteiler „Contergan“. Endgültig ins Ruhrgebiets-Gedächtnis hat er sich nun mit den „Fliegenden Bildern“: Was immer in Dortmund geschehe, der Turm höre zu, sagt er: Wenn Neonazis aufmarschieren, läuft der Spruch „Ich, der Turm, fand Nazis schon damals voll uncool“. Spielt der BVB, lässt er schwarz-gelbe Kickerfiguren tanzen. *dpa*

Choreograf Ismael Ivo gestorben

São Paulo/Wien. Der Choreograf und Mitbegründer des Wiener ImpulsTanz-Festivals, Ismael Ivo, ist tot. Der 66-Jährige sei in seiner Heimat Brasilien an den Folgen einer Corona-Infektion gestorben, teilte ImpulsTanz in Wien am Freitag mit.

Ivo wuchs in São Paulo in einfachen Verhältnissen auf und interessierte sich bereits in seiner Jugend für Tanz und Choreografie. Mitte der 1980er Jahre zog er zunächst in die USA und später nach Europa, um seine Karriere voranzutreiben.

Ende der 1990er arbeitete er als leitender Choreograf am Deut-

schen Nationaltheater Weimar, von 2005 bis 2012 war Ivo Direktor der Sparte Tanz der Biennale in Venedig.

Er arbeitete auch mit der deutschen Choreografin und Ballettdirektorin Pina Bausch, dem amerikanischen Choreografen William Forsythe und der serbischen Performerin Marina Abramović zusammen. Nach drei Jahrzehnten im Ausland war er 2017 nach Brasilien zurückgekehrt, um das Ballett von São Paulo zu leiten. Im Juni vergangenen Jahres hatte er zwei Schlaganfälle erlitten, von denen er sich allerdings gut erholte. *dpa*